

Sehr geehrte Anwesende, lieber Necati Öziri,

Ein Muttermal bezeichnet gemeinhin eine dunkle Hautwucherung.

Vatermale gibt es nicht, und doch scheint dieses Wort, das dem ersten Roman von Necati Öziri seinen mehrdeutigen Titel gibt, gleich einsichtig. Vatermal.

Ein Vater, der Spuren bei seinem Kind hinterlässt. Im Roman selbst geschieht das buchstäblich, denn der Ich-Erzähler Arda hat vom eigenen Vater ein Mal im Gesicht geerbt, einen schwarzen Fleck unter seinem linken Auge. Auf den ersten Seiten des Romans stellt sich Arda vor den Spiegel und legt seinen Finger auf eben diese Stelle. Als er den Finger wieder wegnimmt, ist der Fleck nicht mehr da, sondern klebt auf seiner Fingerkuppe. Er schließt die Augen und pustet das Vatermal fort. Ob er sich dabei etwas wünscht, wie man es gemeinhin macht, wenn man eine Wimper von der Fingerkuppe pustet, wissen wir nicht. Sicher ist, dass er mit der Entfernung des Vatermals etwas zu Ende bringt, sich befreit vom Schatten des Vaters.

Dabei weiß er nicht einmal, wie alt sein Vater ist, und es ist anzunehmen, dass auch der Vater das genaue Geburtsdatum seines Sohnes nicht kennt. Er ist ein Vater, der sich aus dem Staub gemacht hat, einer, der kein Interesse an seinem Kind zeigt. Wir alle kennen solche Väter, auch wenn es günstigenfalls nicht unsere eigenen sind. Väter, die nicht da sind. Das kommt in den vermeintlich besten Familien vor.

Passenderweise hat Öziri das Verhältnis zu seinen eigenen Figuren einmal mit dem Verhältnis, dass man zu den eigenen Kindern hat, verglichen. Es seien Wesen, die einem in bestimmten Zügen natürlich ähnelten, aber gleichzeitig auch nicht und nichts würde ihnen weniger gerecht, als wenn man sie nur als Verlängerung ihrer Eltern sähe und nicht als eigenständige Personen. Und wie bei Kindern, fügt Öziri hinzu, sei es wahrscheinlich am besten, wenn man gar nichts von ihnen wolle, sondern ihnen einfach den Raum gebe, sich zu entwickeln. Schöner kann man es nicht sagen.

Eigentlich handelt es sich bei dem Roman „Vatermal“ um einen Brief, einen langen Brief an den abwesenden Vater. Ich-Erzähler Arda liegt im Krankenhaus und lässt sein bisheriges Leben Revue passieren, aber auch das Leben seiner Mutter und das seiner Schwester. Der Vater bildet eine Leerstelle, um die sich

die Geschichten des Romans gruppieren. In seiner Wiesbadener Poetikvorlesung spricht Necati Öziri davon, dass am Anfang seines Schreibens immer ein Adressat stehen müsse, er selbst begründet das mit seiner Theatersozialisation. Auf der Bühne ist es unabdingbar, zu wissen, an wen man sich wendet, und Necati Öziri hat sich bevor sein erster Roman vor zwei Jahren erschien, längst als Dramaturg und Autor am Theater einen Namen gemacht. Im Roman wendet sich Arda an seinen Vater, schreibt ihm mehr als 280 Buchseiten. Bei den Stichworten Brief und Vater denkt man an Kafkas berühmten „Brief an den Vater“. Es handelt sich um eine bittere Abrechnung mit dem übermächtigen Vater. Die Motivation ist, den Vater anzuklagen. Anders verhält sich die Sache bei Öziri. Sein Ich-Erzähler erklärt dem abwesenden Vater schon auf den ersten Seiten: „Ich möchte dir für immer die Möglichkeit nehmen, nicht zu wissen, wer ich war“.

Es folgt seine Lebensgeschichte, die eine klassische Coming-of-age-Geschichte ist, ein Roman übers Erwachsenwerden also: Arda wird in Deutschland, im Ruhrgebiet geboren und wächst dort auf. Seine Eltern stammen aus der Türkei, der Vater verlässt die Familie, um wieder dorthin zurückzukehren. Die alleinerziehende Mutter lebt mit ihren Kindern in prekären Verhältnissen, ihr Sohn treibt sich mit seiner Clique am Bahnhof herum, vertickt Drogen, hat Spaß und bekommt Ärger und erarbeitet sich einen Ruf als „Abi-Türke“. Er plant, später Literatur zu studieren, was er schließlich auch macht. Als der Roman einsetzt, liegt er im Krankenhaus; Zeit für ihn, Bilanz zu ziehen. Im Grunde genommen ist seine Geschichte eine Erfolgsgeschichte, die Geschichte eines Klassenaufstiegs. Doch dieser Aufstieg ist mit Schmerz verbunden.

Der Autor James Baldwin hat mal sinngemäß erzählt, wie er beim Lesen zum ersten Mal die Erfahrung machte, dass andere sich mit den gleichen Dingen quälten wie er selbst, und dass der gemeinsame Schmerz in der Lage sei, eine Verbindung mit anderen Menschen herzustellen. Die Literatur als Netz- und Kraftwerk.

Bevor „Vatermal“ ein Roman wurde, kam eine Vorversion am Maxim Gorki Theater in Berlin als Theaterstück heraus „*Get Deutsch Or Die tryin'* “.

Bei einem Theatermenschen, der sich aufs Romanschreiben verlegt, ist man versucht zu schauen, was er vom Theater gelernt hat. Necati Öziri kann

Dialoge schreiben, lebensecht und überhöht zugleich, und er kann Szenen bauen. Etwa wenn er die Clique am Bahnhof in Augenschein nimmt, ihr Herumlungern, Sehnen und Dasein beschreibt. Noch wichtiger aber, er kann die Spannung halten, was an der ausgeklügelten Dramaturgie seiner Geschichte ablesbar ist. Das heißt nicht, dass immer etwas passieren muss, aber man möchte unbedingt wissen, wie es weitergeht.

Genau so wichtig ist, dass Necati Öziri Stille herstellen kann. Die Stille ist ein zentrales Motiv in seinem Roman, sei es die Stille auf dem Ausländeramt, das laute Schweigen der Mutter, das kurze Still sein vor einem Erdbeben oder die ohrenbetäubende Stille, die sich im Wohnzimmer ausbreitet, wenn der Fernseher nicht läuft. Immer wenn Öziri in seinem Roman Stille heraufbeschwört, erschrickt man beim Lesen ganz kurz, hält inne und den Atem an. Diese Momente ähneln kleinen Ruheinseln.

Necati Öziri nähert sich seinen Figuren mit großer Anteilnahme und ebensolchem Witz sowie mit dem nötigen Gespür für den Teen-Spirit, ohne den Kinder nicht vernünftig groß werden. Dabei nimmt er alle seine Figuren liebevoll in den Blick und schafft Szenen, die bleiben. Beispielsweise wenn der Pflegevater von Ardas Schwester diese gelassen in Empfang nimmt, nachdem sie von der Polizei beim Klauen bei H&M erwischt wurde. Die Beamten fragen den Vater ob seiner milden Reaktion: „Sie wissen, dass das eine Straftat ist, oder?“ Und der Vater antwortet gelassen: „Natürlich, ich glaube nur, was meine Tochter klauen wollte, ist ein Witz, verglichen mit dem, was diese Modekonzerne so verbrechen.“

2022 hat Necati Öziri auf Einladung von Insa Wilke beim Ingeborg Bachmann Preis einen Ausschnitt aus seinem Roman gelesen und dafür den Kelag- und den Publikumspreis erhalten. Im dafür produzierten Videoporträt sagt er, dass es am Ende beim Schreiben darum gehe, etwas herauszufinden, und zwar vielleicht nicht, wie die Welt ist, aber wie sie sich anfühlt.

Das gelingt ihm in seinem Buch auf bestechende Weise, wir erleben seine Figuren nicht nur, sondern wir leben ihr Leben. Dass das so ist, liegt auch am empathischen Blick des Autors. Dieser Blick, hat er einmal gesagt, sei für ihn ästhetisches Mittel und politische Kraft. Dieser Blick zwingt ihn, genau hinzuschauen. Die Leserinnen und Leser wiederum zwingt er, ihre eigenen

Blicke kritisch zu hinterfragen, ihre rauen Beobachtungen zu reflektieren.

Necatis Figuren machen es einem leicht, das zu tun, weil ihr Schöpfer hinter die Kulissen der Stereotype schaut.

Ich persönlich glaube nicht daran, dass uns das Lesen von Romanen zu besseren Menschen macht; es gibt einfach zu viele Gegenbeispiele. Ich bin aber sehr wohl davon überzeugt, dass gute Romane uns die Möglichkeit geben, unseren Blick auf die Welt zu verändern. „Vatermal“ ist so ein Roman. In seiner schon erwähnten Wiesbadener Poetikvorlesung sagt Necati Öziri, dass das Schreiben für ihn auch eine Übung im Ehrlich sein sei. Nicht im Sinne von „die Wahrheit sagen“, sondern im Sinne von Erfahrungen „fühl- und verstehbar zu machen“. Genau das geschieht in „Vatermal“. Dabei ist es gleichzeitig eine höchst individuelle wie universale Geschichte, die Arda erzählt.

Necati Öziri verbindet darin sprachliche Überlegenheit und Rhythmusgefühl mit sagenhafter Herzenswärme und einem untrüglichen Sinn für Drama. „Vatermal“ ist ein Familienroman auf der Höhe der Zeit. Wer ihn versucht, in eine Schublade zu stecken, dem fliegt er davon wie das Vatermal im Gesicht seiner Hauptfigur.

Necati Öziri hat einmal erzählt, dass er seine Lektüren in Nicht-Cola-Bücher und Cola-Bücher einteilt. Cola-Bücher seien diejenigen, bei denen man vorher Cola trinken müsse, weil man sonst beim Lesen einpenne. Das seien meist die beruflichen Pflichtlektüren.

Necati Öziris Roman „Vatermal“ ist bestimmt vieles, aber ganz gewiss kein Cola-Buch.

Lieber Necati, ich gratuliere Dir von Herzen zum Friedrich-Hölderlin-Förderpreis 2025.

Shirin Sojitrawalla